



Lodemann_J_2015

Erinnerungen an einen „guten Mann“

Jürgen Lodemann

„Erinnerungen an einen ‚guten Mann‘“, in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 19 / 2015, Tuebingen (Selbstverlag), S. 132-134.

Copyright © 2015 by Dr. Jürgen Lodemann, D-79100 Freiburg im Breisgau, E-Mail: lodemann.freiburg[at-symbol]web.de.

Wie schnell so was kommen kann, wie überraschend rasch. Plötzlich ist man derjenige, der einen Menschen als letzter erlebt hat. Je intensiver diese Begegnung war, desto größer die Verwirrung. Bei meiner Heimkehr vom letzten Interview mit Erich Fromm, bei der Rückkehr im März 1980 in den Sender in Baden-Baden, als mir da, gleich bei der Ankunft auf dem Flur ein befreundeter Redakteur zurief: „He, was hast du angestellt – warst du nicht gerade in Locarno? bei Fromm? – Ja, da war ich, warum? was ist los? – Der Ticker meldet, Fromm ist tot. He, was hast du gemacht!“

Schreck. Ja, was hatte ich gemacht in Locarno, mein zweites Interview mit dem großen Menschenfreund Erich Fromm, der in wenigen Tagen 80 Jahre alt sein würde, und zum Geburtstag hatte ich ein Gespräch führen sollen, ausnahmsweise mal fürs „Erste Programm“.

Und nun seh ich ihn wieder deutlich beim Abschied, oben an der Treppe, mit seiner Frau trat er noch mal aus der Wohnung ins Treppenhaus, um gute Heimfahrt zu wünschen, um hinabzuwinken. Und erst nachträglich, erst im Sender wurde mir dann deutlich, wie schwach er bei dem Gespräch gewesen war, wie hinfällig, kurzer Atem und kleine Schritte nur. Mitten im Interview hat er versucht, sich einen Namen zu notieren, aber der Schreibstift, der hatte nicht in seiner Hand bleiben wollen – welcher Name war das?

Wenn ich nun nachdenke über diese Momente im März 1980, dann führt das schon mitten hinein in dies Interview, das nun also sein letztes war. Da war es noch einmal dezidiert um Fromms große Themen gegangen, *Haben oder Sein*, wie sehr das Besitzen-Wollen die menschlichen Beziehungen stört, sogar zerstört, wie das Menschen von sich selbst entfremdet, innerlich unglücklich macht. „Da geht das Leben dahin“ – wörtlich so hatte er geredet und dazu eine Bewegung mit der Hand gemacht, eine langsame, fast kraftlos – „und man fragt, sind wir wirklich lebendig“? Spontan war mir dazu, mitten im gefilmten Gespräch eingefallen – damals musste noch alle 10 Minuten eine neue Filmkassette eingelegt werden, da entstanden Pausen – dass ich kürzlich ein Buch über eine denkwürdige Menschengruppe gelesen hatte, über die deutschsprachigen Hutterer, die in den USA isoliert in eigenen Lebenswelten zu leben versuchen, *ohne* Besitzdenken, ohne Konsum-Wahn (Fromm nutzte da immer das alte Marx-Wort „Konsumtion“), und diese Hutterer, die hatte ein junger Autor besucht und ein Buch darüber veröffentlicht mit dem Titel *Das vergessene Volk* und berief sich bei seinem Besuch der Hutterer ausdrücklich auf Fromms *Haben oder Sein*.



Dieser Michael Holzach hat wenig später auch die wirtschaftswunderliche Bundesrepublik auf eigensinnige Weise heimgesucht, *Deutschland umsonst* heißt sein Bericht. Mit seinem Hund hatte Holzach Deutschland zu Fuß durchquert von Nord nach Süd, „umsonst“, das heißt ohne Geld, nur mit einem Hund, mit dem Hund Feldmann, den er sich aus einem Tierheim geholt hatte. Michael Holzach, den Namen dieses jungen Mannes und den Titel *Das vergessene Volk* hatte Fromm sich notieren wollen, der Stift fiel ihm aus der Hand, er ließ das Aufschreiben sein, wollte sich Namen und Titel im Kopf merken. Das Schreibproblem hätte mir zu denken geben dürfen, der körperliche Verfall, vor vier Jahren, beim ersten Interview, da waren seine Bewegungen noch voller Energie, jetzt saß er im gleichen Sessel, mit gleicher Freundlichkeit, aber scheinbar kleiner geworden, mit Atemnot.

Ich könnte nun sagen, positiv hat mich abgelenkt, wie sehr dieser Erich Fromm noch präsent war, so nennt man das ja wohl, geistesgegenwärtig, gedächtnisstark und beim Gespräch eloquent wie beim ersten Mal, sogar übers Fernsehen redete er an diesem Tag vor seinem Tod und machte Vorschläge, wie man da aus der „Passivität“ herauskommen könnte. Verurteilte nicht nur unsere Fernseh-„Konsumtion“, sondern am Ende handfest auch den Zustand der Religionen, die nach wie vor Ängste produzieren würden, Schuldgefühle, was sehr im Sinne der Regierenden sei, Angst und Schuldgefühle förderten Gehorsam. In meiner Blindheit ist mir wohl entgangen, wie knapp sein Atem geworden war, dass er in den langen Sätzen Pausen machen musste – was freilich dem Zuhörer gute Chancen zum Mitdenken bot. Und dass ihm der Schreibstift nicht in den Fingern bleiben wollte.

Wie war ich überhaupt auf Fromm gekommen? Im Sender hatte ich interne Probleme, jede zweite schon sendefertige Fassung meiner monatlichen Fernsehsendung *Literaturmagazin* (später hieß die Reihe *Café Größenwahn*) wurde verändert, zensiert, und zwar nach der „Abnahme“ – so hieß die Kontrolle durch die komplette Hierarchie des Bereichs Fernsehen – vom Fernsehdirektor über den Chefredakteur bis zum Hauptabteilungsleiter Kultur. Jede zweite Sendung musste, bevor sie ausgestrahlt werden durfte, noch mal geändert, korrigiert oder ergänzt werden, letztlich immer aus politischen Gründen, das hab ich an anderer Stelle ausführlich beschrieben (*Meine Medienmemoiren*). Schon wegen meiner Probleme mit den Fernsehgewaltigen traf ich mich in meinen 30 Südwestfunk-Jahren in der Kantine des Schwarzwald-Senders lieber mit Kollegen aus dem Hörfunk, einfach deshalb, weil die intensiver mit Sprache zu tun hatten, mit denen war auch aus anderen Gründen besser zu reden, außerdem unbefangen, weil ich im Hörfunk nichts zu produzieren hatte. In der Faschingszeit hing im Baden-Badener Sender am Kantinen-Eingang mal ein Schild mit der Inschrift „Sie betreten den demokratischen Sektor“. Das hing da nur kurze Zeit.

In einem dieser Mittagsgespräche mit den Funk-Freunden – 1975 hatte ich gerade meinen ersten Roman veröffentlicht, Hauptfigur war eine „Berufsmäßige“, eine Liebesarbeiterin im Ruhrgebiet – da hatte ein jüngerer Kollege vom Hörfunk diesen Roman gelesen und der schwärmte nun am Mittagstisch nicht nur von meinem Erstling, sondern auch von Erich Fromms *Die Kunst des Liebens*, das lieh er mir, ich las es und wenig später war dies Buch im nächsten *Literaturmagazin* eine meiner Empfehlungen. *Die Kunst des Liebens* machte große Wirkung, mein Magazin im Dritten Fernsehprogramm hatte zwar nur drei Prozent Sehbeteiligung – „Quote“, also Einschaltzahlen – aber in absoluten Zahlen waren das zwischen Köln und Zürich immerhin 300.000 Zu-



schauer, und *Die Kunst des Liebens* schien all das, was bislang über das sogenannte „Zwischenmenschliche“ leichthin und auch leichtfertig gewusst wurde, neu zu durchleuchten und zu bezweifeln und überhaupt erst bewusst zu machen.

Beflügelt von *Die Kunst des Liebens* und von *Anatomie der menschlichen Destruktivität* schrieb ich nach meinem Erstling, nach dem Callgirl-Roman, mein zweites Buch, ja, das schrieb ich nun unter dem starken Eindruck von Erich Fromm – jetzt aber bewusst über einen ganz anderen Stoff, nun ging es da nicht ums Ruhrgebiet und die Gegenwart, sondern um historisches Irland, und es ging um eine ganze andere, um eine hoch dramatische Liebesbegegnung.

Im 16. Jahrhundert in der westlichsten Stadt Europas, im irischen Atlantikhafen Galway, da hatte eine lange Reihe von Bürgermeister und Richtern alle den Namen „Lynch“. Und diese Stadt-Oberhäupter namens Lynch hatten über mehrere Generationen in dem Ort Galway so was wie eine Friedens-Insel geschaffen, mitten im 800-jährigen Kolonialkrieg der Engländer gegen den Nachbarn Irland realisierten sie da eine Utopie, eine Art Musterstadt, wurde das Fischerdorf Galway zu einer blühenden, zu einer bürgerlich-autonomen Handelsstadt und da wuchs nicht nur der Profit der Lynchs, sondern der Wohlstand *aller* Einwohner, durch kluge Gesetzgebung und gerechte Verteilung eines lebhaften Handels, vor allem mit Wein, vor allem mit Spanien.

Und da ereignete sich dann der historische Fall und den schilderte mein rekonstruierender Roman, der Fall, dass der einzige Sohn des wichtigsten Handelspartners aus Spanien mitfuhr auf der großen Reise in den Norden, auf dem Handelsschiff des damaligen Bürgermeisters und Richters Lynch, fuhr mit von Malaga bis Galway, und dass dieser junge Spanier dort alles kennen lernte, das irisch-englische Stadtwunder, nicht nur ungewöhnliche bürgerliche Tüchtigkeiten im regnerisch nebligen Norden, sondern auch erstaunliche Künste anders zu leben, ebenfalls sinnenfroh, wenn auch auf andere Weise als in Spanien. Und da lernte der junge schöne Juan auch Agnes kennen – Agnes aber war die Verlobte des *jungen* Lynch, und da ergab sich, was auch Fromm in allen Facetten seines Liebes-Buchs skizziert hatte, das Unglück der Eifersucht, der Besitzgier, des Habenwollens. Und der junge Lynch, anfangs noch befreundet mit dem Gast aus Spanien, wird rasend vor Eifersucht, schlägt schließlich zu und hat den Gast, den sein Vater mitgebracht hatte, und hat denjenigen, den alle, auch Agnes, bewunderten und den alle eigentlich behandeln sollten und wollten wie einen eigenen Bruder oder Sohn, ermordet.

Im Herbst 1976 erschien zur Buchmesse mein Roman *Lynch*, worin wie im wirklichen Fall der oberste Bürger Galways zugleich Galways oberster Richter ist und über den eigenen Sohn das einzig mögliche Urteil fällen muss, streng nach dem von ihm selbst formulierten Gesetz – das Todesurteil. Und weil der Henker sich dann weigert, das Urteil zu vollstrecken, hat der alte Richter und Bürgermeister Lynch vor den Augen aller auf dem zentralen Platz versammelten Galwayer in seinem tiefsten Unglück am Galgen selber Hand angelegt. Seit diesem Ereignis gibt es weltweit diesen Sprachgebrauch – „lynchen“, „Lynch-Justiz“.

Im selben Bücherherbst 1976 geschah es, ohne dass dies bis heute irgendjemand bemerkt hätte, dass in merkwürdiger Koinzidenz auf der Buchmesse nicht nur dieser Roman *Lynch* erschien, in dessen Finale Galways Pfarrer in seiner Kirche niederkniet und Gott anfleht: „Erlöse uns von dem Habenwollen“, sondern dass gleichzeitig, auf dersel-



ben Frankfurter Messe, das Buch von Erich Fromm herauskam, das nach der „Kunst des Liebens“ sein erfolgreichstes wurde, *Haben oder Sein*.

Mich jedenfalls hat diese wörtliche Gleichzeitigkeit elektrisiert – meine Fromm-Lektüren beeinflussten ja inzwischen längst meine Fernseh-Reihe, nämlich die Auswahl der Bücher, die ich zeigte und rezensierte. 1975 hatte *Anatomie der menschlichen Destruktivität* im Mittelpunkt gestanden, das stand im März 75 sogar auf der ersten unter all meinen Anti-Bestsellerlisten, auf meiner monatlichen Bücher-„Bestenliste des Südwestfunks“, also auf diesem seit März 75 ermittelten monatlichen Resultat von Umfragen bei jeweils 30 und mehr deutschsprachigen Kritikern in Österreich, der Schweiz und der Bundesrepublik. Ein Jahr danach, im Herbst 76 nun diese wörtliche Übereinstimmung. Offenbar hatte mich die Auseinandersetzung mit dem Denken Fromms bei der Schilderung einer historisch realisierten Utopie am Rande Europas auf wortgleiche Geleise geführt, parallel zu *Haben oder Sein*.

Wie zuvor schon für *Die Kunst des Liebens* und für die *Anatomie der menschlichen Destruktivität* engagierte ich mich nun moderierend und filmend auch für *Haben oder Sein* und so kam es nun auch zu den beiden ausführlichen Fernseh-Interviews, die im Fromm-Archiv bewahrt werden. Und nun darf ich auch noch verraten, vielleicht weiß das bis jetzt nicht mal Rainer Funk: Ein Exemplar meines Romans über die Lynch-Geschichte hab ich Ende 1976 auch an Erich Fromm geschickt, und wenig später schrieb er mir einen wunderbaren Brief, da bezeichnete er das Geschilderte als „tragedy of justice“ und versprach, sich bei seinem Verleger in den Staaten für eine Übersetzung ins Englische einzusetzen. Daraus wurde dann nichts. Es gab dann seine Herzinfarkte.

Als er nun tot war, an der Jahreswende 1980/81 hab ich im *Literaturmagazin* eine Zuschauer-Befragung organisiert, alle Bezieher der monatlichen Anti-Bestsellerliste „Bestenliste“ bekamen denjenigen Stimmzettel, den sonst alle vier Wochen die Berufskritiker auszufüllen hatten, nun sollten die „Laien“-Leser melden, meine Zuschauer, welche Bücher sie für die wichtigsten oder besten hielten, da konnten sie nicht nur Aktuelles einsetzen, sondern auch Älteres vom Nibelungenlied bis zum damaligen Hit, bis zu *Die unendliche Geschichte* von Michael Ende. 1225 Zuschauer füllten den Stimmzettel aus, einen Zettel mit vorgegebener Punktwertung, und nach der Auszählung der Punkte stand 1981 eindeutig fest, was sie am meisten bewunderten, an der Spitze mit 621 Punkten stand Erich Fromms *Haben oder Sein*, mit fast hundert Punkten Vorsprung vor Heinrich Manns *Untertan*, erst an dritter Stelle Thomas Manns *Zauberberg*, an vierter Max Frischs *Stiller*, an fünfter Michael Endes *Unendliche Geschichte*, an sechster Hesses *Steppenwolf*.

Als ich meinen Roman an den großen Psychologen und Theologen schickte, hatte ich noch gefürchtet, dass ihm, dem gebrechlichen alten Mann, meine oft deftige und drastische Darstellung eigentlich abschrecken könnte, doch hat ihm auch diese Derbheit und Drastik offenbar gefallen, ausdrücklich erwähnt er in seinem Brief das lebensvoll Pralle, „the aliveness“. Obendrein geht's da um intensives Geschäftemachen, um Vorteil und Profit, auch wenn sich in diesem besonderen Fall Galways Stadtoberhäupter große Mühe gaben, *alle* in der Stadt teilhaben zu lassen am Wohlstand – auch den irischen Fischern und den Handwerkern ging es gut – „Wohlstand für alle“, so hatte damals die Parole des Ludwig Erhard gelaftet, die Deutschen schienen das verinnerlicht zu haben, auch ich als Schreiber. Und gleiches Recht und Wohlstand für alle galten um



1600 auch in der Verfassung dieser alten Stadt am Atlantik, da galt eine frühe Verfassung einem solidarischen Gedanken, damals, am Beginn des bürgerlichen Zeitalters, da erwachte Bürger-Geist auch in anderen Städten Europas, in Nürnberg, Augsburg, Hamburg oder Freiburg, ähnlich in den großen italienischen, spanischen oder französischen Städten.

Fromm als Befürworter einer Kaufmanns- oder gar Kapitalismuswelt? Deutlich erinnere ich mich, dass er im ersten meiner beiden Interviews gestanden hatte – fast verschämt – als junger Mensch habe er in Frankfurt Mühe gehabt, gut zu finden, was sein Vater tat – auch der betrieb einen Handel, einen regionalen mit Frucht-Weinen, und es sei ihm unangenehm gewesen, dass der Vater Vorteile wahrnahm, Gewinne kassierte. In den Pausen zwischen zwei Filmkassetten hat er das noch deutlicher gesagt, dieses Geschäftemachen schien ihn geniert zu haben, das hätte er in seinem eigenen Leben vermeiden wollen.

Dieser eigenartigen Scham galt auch beim letzten Besuch eine seiner leisen Bemerkungen. Wonach er dann mit seiner Frau noch auf die obere Treppenstufe hinaus trat und freundlich winkte, auch dieses Gute-Wünsche-Winken hatte ich doch noch als züversichtlich in Erinnerung, kurz zuvor hatte er auch gesagt, jetzt, im hohen Alter und nachdem seine Bücher allseits Beachtung fänden, jetzt fände er endlich Zeit, in Ruhe Neues zu erkunden, Neues zu lernen, Bücher zu lesen, auch Holzachs Buch über die besitzlosen Hutterer.

Zum Schluss hier, mit Verlaub, wörtlich, was er mir zum Roman *Lynch* geschrieben hat. Als Rentner lebte ich dann zehn Jahre selber in Galway und konnte die erste Fassung des historischen Romans mit neuen Ermittlungen präzisieren, aus *Lynch* wurde *Paradies, irisch* (inzwischen auch e-book).

„I was delighted with your book, it was a pleasure to read it, from the beginning to the end. You succeeded in many respects, in a very difficult task, in your description of the end of Middle Ages at the moment of their change into the modern world, in the aliveness of the persons of whom you draw a picture and not only of the persons but also of their way of life which is so concrete and alive that one feels present at their festivities and conversations. But the most fascinating and perhaps the most significant part of your book is the theme which one could call the tragedy of justice, the tragedy of the good man.“